

ANTONIA
WESSELING

Dark
silent haze
Venice

ROMAN

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

Forever

Antonia Wesseling
Dark Venice. Silent Haze

ANTONIA
WESSELING

Dark
silent haze
Venice

Roman

Forever

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage Februar 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München

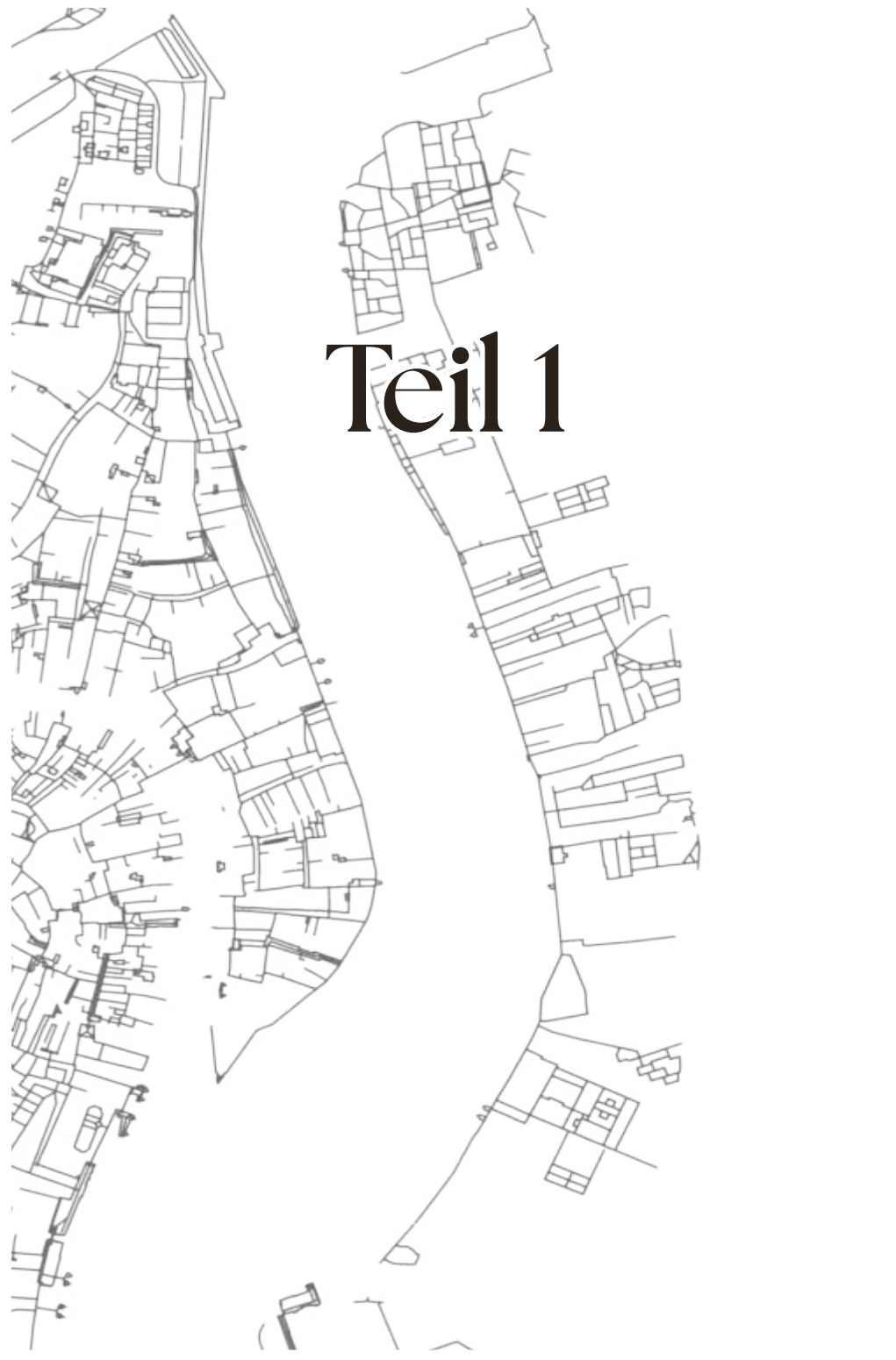
Titelabbildung: © FinePic®

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-95818-789-4

Für alle, die Merles und Matteos Geschichte bis
hierhin begleitet haben.



Teil 1

I. Kapitel

Merle

Einstein hat gesagt, Zeit sei etwas Relatives. Und auch wenn Liebeskummer nur bedingt etwas mit der Relativitätstheorie zu tun hat, fühlt sich mein Leben wie ein empirischer Beweis an.

Es ist fünf Tage her, dass sich alles, was ich über die Liebe zu wissen glaubte, ein zweites Mal als Lüge herausstellte. Als ein vierminütiger Zeitraffer meine Welt auf Stopp setzte und ich wie im freien Fall fiel, fiel und fiel. Fünf Tage, in denen ich fiel und irgendwann anfang, mir zu wünschen, ich würde endlich aufschlagen. So fest aufschlagen, dass es vorbei wäre. Dass das Gedankenkarussell aufhörte und ich die tausend Fragezeichen loslassen könnte. Stattdessen ist es so, als käme jeden Tag ein neues dazu. Ein neuer Splitter, der sich von der Realität abschält und unter meine Haut sticht.

Das Zimmer auf der Intensivstation ist kalt und steril, das monotone Summen der medizinischen Geräte erfüllt die Luft. Die kahlen Wände sind von grellen Neonlichtern beleuchtet, die einen schattenhaften Glanz auf Tinos Gesicht werfen. Ich betrachte seine reglose Gestalt und frage mich, ob es die richtige Entscheidung war, herzukommen. Oder ob dieser Besuch hier nur ein nächster Splitter werden wird.

Eine Antwort auf all die quälenden Fragen kann Tino mir nicht geben. Nicht, solange das einzige Lebenszeichen von ihm ein schwaches Signal auf dem Computer ist. Ein Signal, das mich im-

mer wieder mit einem Gedanken konfrontiert: wie zerbrechlich das Leben ist ...

Nur wenige Zentimeter entfernt liegt ein junger Mensch, der die Verwirklichung all seiner Träume noch vor sich hatte, der hoffte, dem die Zukunft gehörte. Niemand kann mit Sicherheit sagen, ob er jemals wieder aufwachen, geschweige denn aufstehen und sprechen können wird.

Weil ein einziger Abend außer Kontrolle geraten ist. Noch immer kenne ich nur die Bilder, die aus den Videoaufnahmen stammen und vor vier Tagen dazu führten, dass die Jungs verhaftet wurden.

Leandro, Romeo. Und Matteo.

Ich rutsche von dem Stuhl, der schon vorher neben Valentinos Bett gestanden hat, und gehe ein paar Schritte durch das Zimmer. Die Sonne ist fast vollständig untergegangen, und die Stadt beginnt, mehr und mehr zu leuchten. In weniger als vier Wochen ist Weihnachten – für viele Menschen die schönste Zeit des Jahres. Doch mir kommt es so vor, als habe Venedig seinen Glanz verloren. Seine Magie. Das Gefühl, es könnte sich bei dieser sagenumwobenen Stadt um einen Ort handeln, an dem alles anders ist.

Ich trete vom Fenster weg und drehe mich wieder zu Tino ans Bett.

»Die Wahrheit wird eines Tages ans Licht kommen.«

Ich weiß nicht, ob er mich hören kann. Ich kann nicht einmal sagen, wer von uns beiden die Worte mehr hören *muss*. Er oder ich. Aber ich hoffe so sehr, dass ich recht habe.

Meine Gedanken werden jäh unterbrochen, als die Tür aufspringt und eine Schwester den Kopf hereinsteckt.

Erschrocken fahre ich herum. Adriano hat zwar gemeint, dass es in Ordnung sei, herzukommen, dass Tinos Familie sich über je-

den, der Anteil nimmt, freue ... Aber ob sie damit auch mich gemeint haben?

Ich spüre, wie sich mein Herz bei dieser stummen Frage schmerzhaft zusammenzieht.

»Oh, entschuldigen Sie! Guten Abend.« Die Krankenpflegerin lächelt freundlich. »Soll ich später wiederkommen?«

Perplex schüttle ich den Kopf. »Nein, nein. Ich ... ähm ... ich möchte keine Routinen stören oder so.«

»Das tun Sie nicht. Ich müsste nur kurz die Sondennahrung austauschen.« Sie deutet auf einen Beutel, der neben dem Computer an einer Metallangel hängt.

Ich schlucke, nicke dann. »Klar. Ich wollte ohnehin gerade gehen.«

»Sie sind Valentinos Cousine aus Belgien, oder?«

Die Frage der Pflegerin trifft mich so unerwartet, dass ich keine Zeit habe, über eine Antwort nachzudenken. »Die Cousine, ja.« Die Lüge rutscht mir so schnell über meine Lippen, dass ich nicht einmal blinzeln kann. Was tue ich hier? Ich fühle mich wie ein Eindringling in diese klinische Umgebung, in diese Situation, in die ich eigentlich nicht gehöre.

»Ahh! Ihre Tante hat schon erzählt, dass Sie zu Besuch in der Stadt sind. Sie dachte nur nicht, dass Sie es ins Krankenhaus schaffen würden. Ich bin Sarah.«

Tiefer. Ich stürze immer tiefer in den Abgrund, und mit allem, was ich sage, kann ich meine Lage nur noch verschlimmern. »Ich bin gerade erst angekommen und wollte gleich nach ihm sehen.«

Warum ich trotzdem nicht meine Klappe halte? Vielleicht sind es Schuldgefühle, die mich übermannen. Schuldgefühle, weil ich nicht hier sein sollte. Ich kann nicht mal sicher sagen, ob Tino wollen würde, dass ich ihn so sehe. Verletzlich und ausgeliefert.

Die Krankenpflegerin wirkt zufrieden mit meiner Antwort.

»Verstehe. Es tut mir leid, dass Sie unter diesen Umständen hierherkommen mussten. Tino braucht alle Unterstützung, die er bekommen kann. Sind Sie so lieb und halten das hier mal kurz?«

Sie drückt mir eine Flasche Sondennahrung in die Hand.

»Glauben Sie, dass er bald aufwacht?«

»Dazu kann ich nichts sagen. Wenn Sie mögen, kann ich sehen, ob ein behandelnder Arzt oder eine Ärztin Zeit für Sie findet. Signora Ferrari hat für die Familie eine Entbindung der Schweigepflicht unterzeichnet.«

Ferrari. Auch jetzt, Tage, nachdem ich Tinos Nachnamen erfahren habe, bleibe ich bei dessen Erwähnung kurz daran hängen. Valeria Ferrari gehörte die Pension, in der ich von Deutschland aus ein Zimmer gebucht hatte. Nachdem sich dieses Puzzlestück in meinem Kopf zusammengesetzt hatte, ergab das Verhalten der Jungs – damals bei meiner Ankunft in Venedig – endlich einen Sinn. Die Bedingung dafür, dass ich erst mal im Casa Nera bleiben durfte, lautete, dass ich mein Geld von der Pension Ferrari nicht zurückverlange.

»Schon okay. Ich werde meine Tante fragen.«

Die Pflegerin nickt. »Machen Sie das. Ich gehe davon aus, dass sie erst morgen wiederkommt. Die letzten Tage waren für Ihre ganze Familie ja noch mal eine zusätzliche Belastung.«

Ich brauche keine weiteren Informationen, um sichergehen zu können, dass sie von dem Auftauchen des Videos aus der Unfallnacht spricht.

»Wir geben unser Bestes.« Ob sie hören kann, dass meine Stimme kurz davor ist, zu brechen?

»Ich wünsche Ihnen allen von Herzen, dass diese jungen Männer zur Rechenschaft gezogen werden. Man mag sich ja gar nicht vorstellen, dass sie seine Freunde gewesen sind.« Während sie spricht, beginnt sie, mit geübten Bewegungen die Schläuche zu

entfernen. »Aber ich bin froh, dass die Wahrheit jetzt endlich ans Licht kommen wird. Wer weiß, was diese Jungen noch für Geheimnisse mit sich herumschleppen.«

»Ja.« Mehr bekomme ich nicht heraus. Meine Hände zittern vor Anspannung. Trotzdem kann ich den Blick nicht von der Prozedur abwenden. Es ist ein seltsames Gefühl, hier zu sitzen und zu beobachten, wie sie die neuen Schläuche anschließt. Zu intim. Zu persönlich.

Tino bekommt von alledem nichts mit. Er hat keine Ahnung, wie viele Menschen täglich um sein Leben bangen.

Als die Pflegerin mir die Sondennahrung aus der Hand nimmt, würde ich am liebsten fluchtartig von hier verschwinden. Doch weil ich nicht zu überstürzt wirken möchte, räuspere ich mich vorher leise.

»Ich würde dann jetzt gehen.« Noch während ich die Worte sage, frage ich mich, ob es seltsam wäre, mich nicht direkt bei Tino zu verabschieden. Würde seine Cousine so was machen? Wer ist diese Cousine überhaupt? Und wer war Tino, bevor er an diese Geräte angeschlossen wurde?

Welche Musik hat er gehört? Wie hat er seine Pasta am liebsten gegessen? Woran hat er geglaubt?

»Okay, dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Abend.« Die Antwort der Pflegerin dringt nur noch wie durch Watte zu mir hindurch. Hinter meinen Augen hat sich ein fürchterlicher Druck gebildet, und ich muss dringend hier raus. Denn auch wenn es in meiner Situation als Tinos Cousine kein bisschen ungewöhnlich wäre, jetzt zu weinen, will ich die Tränen nicht zulassen.

Nicht, solange ein Teil von mir nur um mich selbst weint. Um das, was ich verloren habe. Etwas, das von Anfang an auf Lügen aufgebaut war.

Als ich Tinos Zimmer verlasse, bleibe ich ein paar Sekunden

reglos im Flur der Intensivstation stehen. Mein Innerstes fühlt sich so taub an, dass ich mich frage, wie ich den Weg nach Hause in das Studentenwohnheim, in dem ich seit vier Wochen lebe, überhaupt schaffen soll.

Ich bin erst ein paar Meter gegangen, da höre ich, wie am Ende des kurzen Gangs die Fahrstuhltür aufspringt.

Instinktiv spannt sich mein ganzer Körper an. Doch meine Sorge, gesehen zu werden, ist vollkommen unbegründet. Die junge Frau hat den Kopf gesenkt und hält den Blick selbst beim Gehen ausschließlich auf ihre dunklen Sneakers gerichtet.

Sie ist ein Stück kleiner als ich, hat dunkles Haar und trägt eine Jogginghose, weshalb ich sie als Pflegerin kategorisch ausschließe.

Allerdings ist es schon fast sechs, und man sagte mir bei meiner Ankunft am Empfang, die Besuchszeiten seien eigentlich auf den Vor- und Nachmittag begrenzt, damit auf der Station gegen Abend Ruhe einkehre. Ich war davon ausgegangen, dass mein später Besuch so etwas wie eine Ausnahme sei.

Als die Frau und ich auf derselben Höhe sind und wortlos aneinander vorbeigehen, habe ich noch immer nicht ihr Gesicht gesehen. Trotzdem spüre ich die Gänsehaut überall.

Ein bisschen so, als wüsste ein Teil von mir längst, wer sie ist.

»Ahhh, wie schön! Ich habe Sie die letzten Male verpasst.« Vielleicht zucke ich deshalb nicht zusammen, als die Stimme der Pflegerin in meinem Rücken ertönt. Diesmal spricht sie allerdings nicht mit mir.

»Es gab zu viel zu verarbeiten.«

Chiara klingt jung. Jünger, als ich sie eingeschätzt habe. Vor ein paar Wochen, als ich sie mit Matteo in dieser Gasse gesehen habe, dachte ich noch, sie könnte etwas mit ihm am Laufen haben. Aus heutiger Sicht würde ich mir beinah wünschen, es wäre tatsächlich so gewesen.

»Das würde jedem in Ihrer Situation so gehen.«

Die Worte erreichen mich gedämpft, aber ich kann den vertrauten Klang ihrer Unterhaltung hören. Chiara scheint eine enge Beziehung zu den Krankenhausmitarbeitern zu haben, was mich nach all den Monaten, die Tino schon hier ist, nicht überrascht.

»Ich habe gerade schon Ihrer Cousine gesagt, dass ich Ihnen und Ihrem Bruder endlich Gerechtigkeit wünsche.«

»Meiner Cousine?«

Fuck! Mein Herz macht einen kräftigen Sprung, und meine Hände zittern, als ich den Knopf des Fahrstuhls berühre. *Bitte, bitte komm endlich!*

»Ja, sicher. Ich habe mich gefreut, sie kennenzulernen.«

Die Hand noch immer auf den Drücker gelegt, schicke ich Stoßgebete in den Himmel. Ein bisschen so, als könnten meine Gedanken den Aufzug schneller machen.

»Meine Cousine aus Belgien? Oder reden Sie von Alexandra?«

»Wie meinen Sie? Sie sind sich eben doch noch im Flur begegnet.«

In dem Augenblick, in dem die Intensivschwester »Na, dahinten steht sie ja noch« sagt, dreht Chiara sich um, und ich glaube, dass es endlich so weit ist. Dass ich aufschlage und der quälende Fall vorbei ist.

Doch dem ist nicht so. Unsere Blicke treffen sich, und ich kann spüren, wie sich ein Schalter in ihr umlegt. Sie hat mich erkannt. Was danach in ihrem Gesicht steht, ist schwer zu deuten.

Überraschung. Unglaube. Vielleicht Wut.

»Oh, Ja, natürlich.«

Was tut sie da?

Der gottverdammte Fahrstuhl kommt endlich zum Stehen, und ich quetsche mich durch die sich öffnenden Türen hinein.

Ich lege die Hand auf mein rasendes Herz. Das war nicht nur

knapp, das war ... mehr als das. Chiara hat mich nicht aufliegen lassen, und ich habe absolut keine Ahnung, womit ich das verdient habe.

Habe ich mich geirrt, und sie hat mich doch nicht erkannt? Aber weshalb sollte sie eine Fremde schützen? Das ergibt keinen Sinn.

Als ich den Fahrstuhl verlasse, läuft im Eingang des Krankenhauses leise Musik. Es sind friedliche Töne, die das Gefühl der Schwere jedoch noch intensiver werden lassen. Dass Chiara die Verwechslung vor der Pflegerin nicht aufgeklärt hat, heißt noch lange nicht, dass sie es vor ihrer Familie oder spätestens im Gericht nicht doch noch tun wird. Dann könnte es nicht nur unangenehm für mich, sondern auch schwieriger für Matteo werden.

Ich trete hinaus ins Freie und werde von frischer Luft empfangen. Es ist, als könnte ich förmlich spüren, wie sie meinen Verstand flutet.

Hör auf, an ihn zu denken, Merle! Es ist nicht mehr deine Aufgabe, für ihn zu sorgen, geschweige denn, ihn zu verteidigen.

Das Einzige, was ich tun kann, ist, endlich zu versuchen, damit abzuschließen. Wie schwer kann das schon sein? Schließlich hat es den Matteo, den ich geliebt habe, praktisch nie gegeben.

2. Kapitel

Matteo

Ich starre auf die kalte graue Decke über mir und versuche, mich auf etwas anderes zu konzentrieren als die Stille. Auf etwas anderes: zum Beispiel auf meinen Herzschlag oder meinen Atem. Das Rauschen meines eigenen Blutes.

Doch nichts davon kommt gegen die Stille an. Die Stille, das große Nichts, das meinen Verstand zuerst nur angenagt hat und nun immer weiter auffrisst.

Hätte man mich vor fünf Tagen gefragt, was das Schlimmste daran ist, hier zu sein, wäre mir der Freiheitsentzug als Erstes eingefallen. Ich habe gedacht, die größte Herausforderung wäre es, nicht mehr wirklich rauszukommen. Sich so zu fühlen, als würde die ganze Welt um einen herum schrumpfen, die Zelle von Tag zu Tag kleiner werden. Kleiner und enger, weil die Leere mehr Platz einnimmt. Heute weiß ich, dass es etwas gibt, was noch schlimmer als das ist. Es ist die Tatsache, nicht mehr zu wissen, wann man das letzte Mal mehr als drei Sätze mit jemandem gesprochen hat.

Die Gespräche mit den Vollzugsbeamten sind auf das Nötigste beschränkt. Zugegeben, ich habe mich auch kein bisschen um Kontakt bemüht. Die Blicke, mit denen sie mich ansehen, sind Aussage genug. Es ist, als könnte ich es ihnen von der Stirn ablesen. Irgendwas zwischen »davon habe ich doch in der Zeitung gelesen« und der Frage, welcher Umstand mich zu einem beschisse-

nen Freund gemacht hat. »Oder bist du schon so beschissen auf die Welt gekommen?«

Auf Letzteres habe ich leider selbst noch keine Antwort, und ich wüsste gern, ob es den anderen auch so geht.

Es ist jetzt fünf Tage her, dass ich sie das letzte Mal gesehen habe. Am Morgen nach dem Filmfestival hat die Polizei uns verhaftet und Leandro, Romeo und mich getrennt voneinander verhört.

Anfangs glaubte ich, die Einzelhaft sei nur vorübergehend, doch ziemlich schnell hieß es, der Kontakt unter uns sei streng unterbunden, um Absprachen zu verhindern.

»Sie haben Besuch. Möchten Sie denjenigen empfangen?«

Da ist sie wieder. Wie jedes Mal überrollt H. mich mit einer Wucht, die ich nicht habe kommen sehen.

»Ja, bitte«, krächze ich. So klingt meine Stimme also, wenn ich zwei Tage lang nichts außer »Danke für das Essen!« oder »Wie spät ist es?« gesagt habe.

Das Knarzen des beiseitegeschobenen Riegels ist mir schon schrecklich vertraut. Streng genommen bin ich wie ein Tier, das knurrend und scharrend darauf wartet, aus dem Zwinger gelassen zu werden. Nur, dass ich weder knurre noch scharre. Stattdessen frage ich mich, ob man nach fünf Tagen schon von einer Konditionierung sprechen kann. Vielleicht beginnen jetzt gerade irgendwelche Nervenzellen zu arbeiten, und in meinem Gehirn werden Neurotransmitter freigesetzt. Kurz gesagt: Ein einzelnes kurzes Knarzen gibt mir den Kick.

Das meine ich, wenn ich sage, die eigene Welt zieht sich auf die Größe einer winzigen Marmor zusammen.

»Sie haben zwanzig Minuten. Ihre Besucherzeit ist danach für die ganze Woche aufgebraucht«, erklärt die Beamtin, die mich herauslässt, ohne das Gesicht zu verziehen.

Zwanzig Minuten sind nicht viel, doch ich versuche nicht einmal zu verhandeln. Zum einen, weil ich mir keine großen Chancen ausrechne, zum anderen, weil ich viel zu sehr damit beschäftigt bin, H. zu ignorieren.

»Wissen Sie, wer es ist?« In meiner Stimmung schwingt viel zu viel von ihr mit. Von ihr, die ich doch eigentlich schon am zweiten Tag vergraben habe. Ich habe seitdem angefangen, sie nur noch H. zu nennen, mir den vollen Namen »Hoffnung« schlichtweg zu verbieten.

Kein einziges Mal habe ich es bisher geschafft, sie zu bändigen. Nein, im Gegenteil, jedes Mal, nachdem ich festgestellt habe, dass es nicht Merle ist, die im Besucherzimmer auf mich wartet, ist H. nur noch gnadenloser über mir zerbrochen.

Doch kein einziges Mal hat es mich am Abend davon abgehalten, im Kopf weiter Scrabble zu spielen. Ich setze meine Worte jeden Tag neu zusammen. Verwerfe sie und beginne von vorn. Ein bisschen so, als würde ein naiver Anteil in mir glauben, es gäbe ihn. Den richtigen Satz. Die richtige Aneinanderreihung von Buchstaben, die alles erklärt.

»Nein, keine Ahnung. Die Zeitbegrenzung zählt aber für jeden, mit Ausnahme Ihres Anwalts.«

Als wäre mir das nicht längst bewusst. Ich folge der Beamtin in den stickigen Besucherraum, während mein Herz immer hartnäckiger gegen die Brust hämmert. Der Gedanke an Merle, an ihr Lächeln und ihre Berührungen ist gleichermaßen Qual wie auch Halt, der mich durch die endlos scheinenden Tage in dieser Zelle getragen hat.

Als die Tür zum Besucherraum aufgeht, ist die Enttäuschung fast körperlich spürbar. Es ist nicht Merle, die dort auf der anderen Seite eines Tisches wartet, sondern Diego, der sich erst in meine Richtung dreht, als ich mich setze.

Ich versuche, die Kontrolle über meine Gesichtszüge zu behalten. Mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr ich innerlich zu zerbrechen drohe.

»Hey«, presse ich hervor. Es ist das erste Mal, dass er mich besucht, und mir fällt nichts Besseres als »Hey« ein?

»Es tut mir leid, dass ich erst jetzt hier bin.«

Mit einer einfachen Handbewegung bringe ich ihn zum Schweigen. »Ist eben kein Ort, an dem man gern seine Freunde trifft.«

»Sie haben mich nicht gleich zu euch gelassen. Ich wurde erst einmal selbst verhört.«

»Wir haben versucht, dich aus der Sache herauszuhalten.«

»Ich weiß.« Diegos Kiefermuskulatur ist angespannt, und allgemein wirkt es so, als wäre er auf dem Sprung. »Ich habe mich von eurem Anwalt auf dem Laufenden halten lassen.«

»Okay.« Dafür, dass ich mich so dringend nach einem Kontakt gesehnt habe, verläuft diese Unterhaltung eher schleppend. »Dann hat er mir den ganzen spannenden Gesprächsstoff ja schon vorweggenommen.« Falls das ein Versuch sein sollte, die Situation zu lockern, war er vergebens. Ich schaffe es nicht einmal selbst, mir ein Lächeln abzurufen.

»Sie werden die Anhörungen frühestmöglich ansetzen wollen.« Als ich nicht darauf reagiere, schiebt Diego ein »Das ist etwas Gutes« hinterher. »Die Untersuchungshaft dauert also nicht ewig.«

»Du meinst, wenn wir Glück haben, gibt es unter dem Weihnachtsbaum bereits eine Anklage?«

»Ich verstehe, dass du Schiss hast. Mir würde es in deiner Situation genauso gehen.«

»Du bist aber nicht in meiner Situation«, entfährt es mir anscheinend so laut, dass wir die Aufmerksamkeit des Aufsehers unfreiwillig auf uns ziehen.